

dtv

Reihe Hanser

Samir wird von seiner Mutter ins Krankenhaus gebracht. Als palästinensischer Junge will er aber nicht in das Krankenhaus der Juden! Doch je länger Samir das Zimmer mit anderen Kindern teilt, desto wohler fühlt er sich. Langsam freundet er sich mit Jonathan an, der ihm nachts den Sternenhimmel erklärt und ihn heimlich in das Zimmer der Krankenschwester mitnimmt, um dort Computerspiele zu spielen.

Daniella Carmi ist in Tel Aviv geboren und lebt heute in Jerusalem. Sie studierte Soziologie und Philosophie und schrieb zunächst Drehbücher für Fernsehfilme. Ihre ersten Romane waren für Erwachsene, erst nachdem sie ein Buch über ein autistisches Kind – ihre älteste Tochter – schrieb, fand sie mehr und mehr Gefallen am Schreiben von Kinderbüchern.

›Samir und Jonathan‹ wurde mit vielen Preisen ausgezeichnet, unter anderem mit der Silbernen Feder, dem Kinder- und Jugendbuchpreis des Deutschen Ärztinnenbundes.

Daniella Carmi

Samir und Jonathan

Aus dem Hebräischen von
Anne Birkenhauer

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*
und viele andere Informationen finden Sie unter
www.reihehanser.de



Ungekürzte Ausgabe 2000
5. Auflage 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© Daniella Carmi

Titel der Originalausgabe:

›Samir we Jonatan al Kochaw Madim‹
(Kakibbutz Hameuchad, Tel Aviv)

© 1996 der deutschsprachigen Ausgabe:

Carl Hanser Verlag, München 1996

Umschlagbild: Quint Buchholz

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62026-0

Vorwort

Samir ist ein palästinensischer Junge. Er lebt im Nahen Osten, in der »Westbank«, wie das westliche Ufer des Jordans genannt wird, einem Gebiet, das seit dem Sechstagekrieg 1967 von Israel besetzt ist. Schon ungefähr hundert Jahre dauert die Auseinandersetzung zwischen Israelis (Juden) und Palästinensern (Arabern) um das Land, das die einen »Israel«, die andern »Palästina« nennen.

Die Geschichte spielt Ende der achtziger Jahre. Der palästinensische Junge Samir wird für eine komplizierte Knieoperation in ein israelisches Krankenhaus gebracht. Er fürchtet sich vor dem Moment, wo seine Mutter ihn im »Krankenhaus bei den Juden« alleine zurücklässt. Alles ist ihm fremd: das Hebräisch, das hier gesprochen wird, die Bräuche, sogar die Musik. Andererseits entdeckt er, wie friedlich es in diesem Krankenhaus zugeht, nicht wie auf den Straßen zu Hause, wo Palästinenser gegen israelische Soldaten kämpfen. Samir ist zum ersten Mal in seinem Leben an einem völlig jüdi-

schen Ort, unter israelischen Kindern, die ebenfalls im Krankenhaus sind. Zum ersten Mal ist er allein im »feindlichen« Gebiet.

Daniella Carmi

1

Schon den ganzen Morgen bete ich um Ausgangssperre. Wenn es Ausgangssperre gäbe, dann könnten wir nicht aus dem Dorf und ich müsste nicht mit Mama ins Krankenhaus zu den Juden fahren. Wie ein Huhn sitze ich seit heute früh auf unserer breiten Fensterbank und warte. Aber heute bleibt alles ruhig. Die Straße ist leer. Der Fladenbrotverkäufer schlurft vorbei und zieht sein lahmes Bein nach. Es würde mich nicht stören, mein Leben lang wie der Alte das Bein nachzuziehen. Wenn sie mich nur nicht ins Krankenhaus bringen.

Ich erinnere mich nicht, wann es das letzte Mal so still auf der Straße war. Ausgerechnet heute. Da kommt der Bus. Die Leute steigen aus und gehen ganz gelassen die Straße hinunter. Kein Militärjeep kommt ins Viertel gebrettert und bremst mit quietschenden Rädern. Niemand rennt durch die Gassen. Sogar die Luft ist heute sauber. Es riecht nicht nach verbranntem Gummi.

Von weitem sehe ich meinen Freund Adnan mit einem kaputten Tennisball spielen. Er kickt ihn in

meiner Richtung vor sich her und wirbelt dabei eine Menge Staub auf, bis er genau unter unserem Fenster ankommt.

»Ist auf dem Basar was los?«, frage ich ihn ganz erwartungsvoll.

»Heut früh lagen ein paar brennende Reifen rum«, sagt Adnan, holt einen grünen Apfel aus der Tasche und beißt hinein. Was hab ich von ein paar Reifen, die morgens gequalmt haben. Ich sehe Adnan kauen und weiß, dass er den Basar schon durchstreift und ein paar weggeworfene Früchte aufgesammelt hat.

»Kommst du?«, fragt er und spuckt den Bissen unreifen Apfel wieder aus. Ich schwenke mein bandagiertes Bein, doch das macht keinen Eindruck auf ihn.

Was könnte am Sturz von einem Fahrrad mit zwei Hinterrädern auf den Treppen des Basars auch groß beeindrucken? Dabei war ich gerade mächtig stolz darauf, die breite Treppe von der Bäckerei bis zum Stand des Fladenbrotverkäufers auf dem Fahrrad hinunterzufahren. Mit den ganzen Fladenbrotten hinten drauf hatte ich mich diese Abkürzung noch nie zu nehmen getraut. Es war mein erstes Mal, und ich weiß es noch ganz genau. Ich dachte mir nämlich: Dein Bruder Fadi hätte jetzt gelächelt. Doch auch als die Läden an meinen Augen vorbeisausten und mir der Wind ins Gesicht pfiff, wusste ich, dass ich nie im Leben so sein würde wie mein Bruder

Fadi. Die Mutigen sterben, die Ängstlichen bleiben am Leben.

Manchmal kommt mir ein seltsamer Gedanke: Wenn ich wenigstens eine Kugel ins Bein gekriegt hätte und nicht wie ein Idiot vom Fahrrad gefallen wäre! Ich sehe mich dann auf Krücken aus dem Krankenhaus zurückkommen. Humple auf einem Bein, dem einzigen, das mir geblieben ist. Das andere Hosenbein ist leer und weht im Wind. Ich geh ins Klassenzimmer. Der Lehrer steht vor mir auf. Einer fängt an zu klatschen.

»Auf der Gasse spielen sie«, sagt Adnan, kickt den Ball in die Luft und fängt ihn mit einer geschmeidigen Bewegung wieder auf, wie ein Tennisstar im Fernsehen. Als hätten sie mich, solange das Bein noch in Ordnung war, jemals Torwart sein lassen! Adnan sieht, dass ich sauer bin. »Ohne deinen Bruder Fadi ist das Spiel sowieso blöd«, sagt er und entschlüpft meinem Vorwurf, wie ein Haar, wenn man es aus dem Brotteig ziehen will. Er kickt seinen Ball schon wieder die Straße hinunter.

Der Zug von Viertel nach vier kommt pfeifend näher. Großvater tritt hinaus in den Hof. Das ist eine alte Angewohnheit von ihm. Als wir noch klein waren, kam er immer eine Minute bevor der Zug vorbeifuhr heraus, um uns zusammenzutrommeln, damit wir nicht an den Gleisen spielten. Der Zaun ist schon seit Jahren kaputt, und niemand repariert ihn. Großvater steht immer ganz nah am Zug, um

den Fahrtwind am eigenen Körper zu spüren. In dem Moment, wo der Zug an unserem Haus vorbeifährt, schaue ich ihm ins Gesicht. Er sieht aus, als konzentrierte er sich auf etwas, was ich nicht verstehe, als wäre er bereits auf den Zug gesprungen, um weit fort zu fahren, bis hinter die sieben Berge.

Mein Großvater ist blind. Abends sehe ich mit ihm die Nachrichten aus Jordanien oder aus Ägypten an. Der Sprecher berichtet von den Kämpfen in Jugoslawien. Großvater hört zu, und ich beschreibe ihm, wie Leute auf Zügen aus den bombardierten Städten fliehen. Danach sitzen sie mit ihren Koffern auf Bahnhöfen oder in Turnhallen in einem fremden Land. Alte Frauen weinen. Die Kinder versuchen, auf den Bänken zu schlafen. Ich frage Großvater, wer bei diesem Krieg im Recht ist, und er sagt ärgerlich: »Eines ist sicher: Jeder meint, dass er Recht hat.«

Noch ein Bus hält. Mama steigt mit ihren Körben aus und kommt eilig nach Hause. Jetzt wird sie den Reis aufsetzen, und dann ist sie bald so weit, um ins Krankenhaus zu fahren. Ich spitze die Ohren. Ich glaube, aus der Nebenstraße Schreie zu hören, doch es ist nur ein Rabe. Wieder bete ich, dass doch zwei Militärjeeps angebraust kommen – zu weniger als zu zweit trauen sie sich schon nicht mehr ins Dorf –, dann gäbe es einen Aufruhr, und die Leute würden durch die Gassen rennen. Großer Gott, ich hab mir doch schon so lange nichts mehr gewünscht.

Großvater sitzt in der anderen Fensternische und raucht, und meine Schwester Nawar, die immerzu nur redet, schweigt gerade heute wie ein Stein und wäscht den Reis. Ich erinnere mich noch, Mama hat früher Kohlblätter und Zucchini mit Reis gefüllt. Dazu gab es Soße und ich glaube auch Fleisch, doch das weiß ich nicht mehr genau. Noch nie habe ich meine Schwester Nawar so arbeiten sehen. Plötzlich ist sie wie eine Ameise. Finge sie doch nur wieder mit ihrer Geschichte an, von dem Jungen, den sie in Bethlehem getroffen hat, was er gesagt und was sie darauf geantwortet hat. Sie würde nie mit dem Reishwaschen fertig werden. Sie würde über ihn reden, als ob er noch lebte. Nach dieser Geschichte würde sie anfangen zu jammern und dann schwören, sie werde nie im Leben ihren Cousin Rasched heiraten, denn der sei Kellner, sie aber habe Abitur. Niemand würde darauf reagieren und etwas sagen, bis Papa plötzlich explodieren, endlich sein Schweigen brechen und schreien würde: »Wer lebt – der lebt, und wer tot ist, ist tot.« Dann würde Nawar weinen, und Großvater finge wahrscheinlich an, sich die Haare zu raufen, und all das könnte dazu führen, dass wir den Bus verpassten, und die ganze Fahrt ins Krankenhaus würde verschoben und vielleicht sogar ganz abgeblasen.

Doch nun stehe ich, auf meine Krücken gestützt, wie ein Verurteilter zwischen Mama und Papa an der Haltestelle. Papa wartet mit uns auf den Bus und

schaut sich indessen Mamas Reisegenehmigung an, die uns die Rechtsanwältin, bei der Mama putzen geht, besorgt hat. Eine besondere Erlaubnis für die Fahrt zu einer Operation im Krankenhaus bei den Juden. Selbst wenn man drei Nächte lang vor der Militärverwaltung übernachtet, bekommt man eine solche Erlaubnis nicht. Aber da höre ich schon den Bus. Er ist noch nie so früh gekommen.

2

»Zieh mal die Hose aus«, sagt der Arzt. Aber da steht eine Schwester und guckt, und Mama ist gerade irgendwelche Röntgenbilder aus einem anderen Zimmer holen gegangen. An den Wänden hängen riesige Landschaftsbilder. Wasser stürzt von verschneiten Bergen. Wie im Film. Und ich sitze auf dem Bett. Eine Gans vorm Schlachten gäbe kein besseres Bild ab. Ich tu so, als verstehe ich nichts.

»Zieh bitte mal die Hose aus«, sagt der Arzt nun auf Arabisch, so wie die Juden Arabisch sprechen, und schaut mich dabei an, als wär ich sein einziger Sohn. Er zieht einen Vorhang rund um das Bett, damit ich alleine bin, und ich mache den Knopf auf, kämpfe etwas mit dem Reißverschluss und lasse die Hose zum Schluss auf die Schuhe fallen. Mehr nicht. Ich warte ab.

Irgendwo spielt ein Radio Musik. Der Arzt spricht leise ein paar Sätze mit der Schwester. Hier ist alles ruhig. Alle haben Zeit. Der Arzt kommt durch den Vorhang herein und lässt die Schwester draußen. Dafür danke ihm im Stillen. Vorsichtig

nimmt er den Verband ab. Seine Hände sind so weiß wie die des Pfarrers in der jordanischen Fernsehserie am Samstagabend. Mama kommt mit den Bildern zurück. Der Arzt hält sie gegen das Licht und schaut sie sich an. Er sagt zu Mama, sie könne sich ruhig setzen, doch Mama bleibt stehen. Dann erklärt er ihr, dass das Knie gebrochen ist und wir warten müssen, bis der Spezialist dafür aus Chicago zurückkommt. Bis dahin soll ich im Krankenhaus bleiben.

Das Wasser auf dem Bild beginnt unter dem blauen, wolkenlosen Himmel zu fließen, doch mein Herz ist wie tot. Ich bin allein in diesem Zimmer, allein mit dem summenden bläulichen Licht. Ich habe Angst und bin überhaupt etwas durcheinander. Ich lasse alles mit mir geschehen. Sie legen mich auf ein hohes Bett mit Rädern, und ein Krankenpfleger im weißen Kittel schiebt es über lange Flure. Ich würde mich gern aufsetzen, mich umdrehen und sehen, ob Mama mitkommt, aber ich bleibe liegen. Das Bett wird in einem Aufzug hoch und runter gefahren. Die Flurdecken sind weiß. Strahlend weiß. In meinem Bauch drückt es, als läge dort ein schwerer Stein.

»Schön langsam«, sagt eine dicke Schwester und packt mich unter den Armen. Der Pfleger hält das gesunde Bein, und so heben sie mich gemeinsam auf ein Bett in einem der Zimmer. Ich bin noch so verwirrt, dass ich das Zimmer gar nicht richtig sehe,

und auch nicht die anderen Betten und die Kinder dort. Ich sehe nur Mama. Sie setzt sich zu mir aufs Bett, doch die Schwester bringt ihr einen Stuhl. Dann gießt die dicke Schwester Blumen auf der Fensterbank neben mir und summt wie eine richtige Sängerin. Mama wird ganz klein auf ihrem Stuhl. Sie flüstert mir zu: »Du wirst hier auf den Doktor aus Amerika warten, ja, Samir?«

Warum so leise? Darf man hier nicht lauter reden? Wie kann sie mich hier allein lassen? Im Krankenhaus bei den Juden! Ich möchte schreien, doch ich bin von den Untersuchungen und vom Röntgen noch ganz dösig, und das Knie brennt wie glühende Kohlen. Mama legt mir ein paar Äpfel in die Nachtschublade, und ich spüre, wie sich die Schlinge um meinen Hals enger zieht.

Ich erinnere mich nicht mehr an den Moment, als Mama ging. Ich machte die Augen zu, und eine fremde Stille legte sich langsam um mich. Ich fiel in einen tiefen Schlaf. In der Stille höre ich meinen großen Bruder Bassam rufen: »Mama, mach die Tür auf!«, und einen Moment sieht es aus, als wolle er eine große Kiste reinbringen, doch irgendwas in seiner Stimme ist nicht wie sonst. »Mama, mach die Tür auf!« Türen werden aufgeschlossen und schlagen wieder zu. Die Fenster werden geschlossen. Bassam und sein Freund haben meinen Bruder Fadi in eine Decke gewickelt hereingebracht und auf den Tisch gelegt. Und an einer Stelle der Decke ist ein

großer Flecken Blut. Mama schließt die Fensterläden, einen nach dem andern, und verdunkelt die ganze Welt, damit nirgends mehr Licht reinkommt.

»Magst du roten Wackelpudding?« Die dicke Schwester beugt sich über mich und verbreitet eine Wolke von Parfümduft. Sie stellt ein Esstablett auf mein Bett und rückt mein Kopfkissen zurecht.

»Samir, weißt du, warum der Wackelpudding so zittert?« Ich wundere mich, dass sie mich wie jemanden anspricht, den sie kennt. »Er zittert, weil er Angst hat, dass du ihn gleich aufessen wirst.« Sie lacht. Ich sehe ihre dicken Arme und habe Angst, mich zu rühren.

»Hast du ihn schon wieder mit ins Bett genommen?«, fragt sie nun einen anderen Jungen im Bett mir gegenüber. »Was sollen wir bloß mit dir machen, Zachi?« Der Junge, der Zachi heißt, setzt sich mit einem Ruck hin und nimmt ihr das Tablett ab.

»Sei so gut und tu ihn da raus«, sagt die Schwester zum zweiten Mal, und ich gucke heimlich zu ihm rüber und sehe, dass seine Bettdecke am Fußende ganz ausgebeult ist. Was versteckt er da? Einen Hahn? Oder einen kleinen Hund? Er sieht ein oder zwei Jahre älter aus als ich. Jedenfalls hat er riesige Hände.

»Hast du gehört?« Die Schwester lässt nicht locker, doch Zachi löffelt seine Suppe und macht mit dem Mund komische Geräusche. Die anderen Kinder lachen.

»Warum bekommt man hier immer nur staubigen Kuchen, Verdina?«, fragt Zachi, vom Lachen der anderen angespornt, die Schwester. Er nimmt ein Stück Kuchen vom Tablett und zeigt es herum. »So trocken, dass er einem im Hals stecken bleibt!« Er zerkrümelt den Kuchen in der Hand und lacht.

»Vielleicht machst du mal Pause, Jonathan?«, sagt die Schwester zu dem Jungen im Bett neben mir. Er ist ganz in sein Buch versunken und sieht aus, als hörte er nichts. Jetzt, wo die Schwester das Tablett vor ihn hinstellt, steckt er einen Bleistift zwischen die Seiten und klappt das Buch zu. Er hat eine große Uhr am Arm, mit vielen Knöpfen. Sein anderer Arm steckt in einer Metallschiene. Den kann er nicht bewegen.

»Es gibt Galaxien, die sich mit einer Geschwindigkeit von zweihundert Millionen Kilometer von uns entfernen«, sagt er zu Zachi.

Ich will sehen, wie Zachi reagiert, doch der stellt sich, als die Schwester gerade nicht guckt, auf sein Bett und hüpfte wie ein Ziegenbock.

»Sababa«, sagt Zachi auf Arabisch. Warum sagt er nicht einfach: ›Alles okay‹? Aber was er sagt macht auf Jonathan sowieso keinen Eindruck. Der isst seine Suppe. Sein kurz geschnittenes blondes Haar sieht aus wie Kükenflaum, und hinten hat er einen dünnen Zopf bis auf den Rücken. Er isst ruhig weiter, während Zachi die Bettfedern springen lässt.

»Wie heißt du denn?«, fragt mich ein bleiches

Mädchen mit einem Verband auf der Stirn. Ihr Bett steht weiter weg, direkt neben der Tür. Ich bin ganz überrascht, dass sie mich anspricht.

»Er heißt Samir«, antwortet die Schwester, und Zachi setzt sich sofort aufrecht hin.

»Samirrrrrrr!«, wiederholt Zachi, trinkt die Suppe direkt aus der Suppentasse und macht dabei seine Geräusche. »Er heißt Samirrrrrrr!«

Auch in dem Lebensmittelladen, wo ich im Sommer gearbeitet habe, waren sie von meinem Namen nicht gerade begeistert. Der Ladenbesitzer fragte, ob sie mich nicht einfach ›Sumsum‹ nennen könnten. So nannten sie den Jungen, der vor mir dort gearbeitet hatte. ›Sumsum‹ ist das hebräische Wort für ›Sesam‹. Warum sollte es mich stören? Das war ja nicht mein richtiger Name. Es war nur mein Name im Lebensmittelladen bei den Juden.

»Ich heiße Miki«, sagt das Mädchen mit dem Verband am anderen Ende des Zimmers.

Vielleicht nennt man sie Miki, weil sie so dünn ist und ziemlich mickrig aussieht. Im Bett neben ihr liegt ein Mädchen mit blonden Locken, und auf dem Fensterbrett über ihrem Bett sitzen Bären und Puppen in einer langen Reihe. Sie sieht auch selbst wie eine Puppe aus. Sie sagt keinen Ton.

Ich esse das Hühnerfleisch auf meinem Teller, aber so schnell, dass ich kaum etwas schmecke. Das Salz haben sie vergessen, aber das stört mich nicht weiter. Die Kartoffeln haben sie zu einem Brei zer-

manscht, wie für Babys. Vielleicht sind die deshalb so schnell aufgeessen. Dann gibt es noch eine rote Soße, von der ich nicht weiß, was man damit macht, und so trinke ich sie direkt von meinem Teller. Ich hab einen Hunger, dass mir die Ohren wackeln. Habe alles verschlungen, bevor ich es überhaupt schmecken konnte, und jetzt wär es mir lieb, wenn sie auch Fladenbrot dazugegeben hätten. Die dicke Schwester fragt, ob ich Nachschlag will. Ich weiß nicht, was das ist, sage aber Ja, und sie bringt mir noch mal so eine Portion, nur ohne die rote Soße.

Alle essen. Doch das Mädchen mit den goldenen Locken, das wie eine Puppe aussieht, rührt sein Tablett nicht an. Sie liegt im Bett und schaut zum Fenster und sagt kein Wort. Sie streichelt nur ihren Stoffhasen, als wäre sie ein Kind. Dabei sieht aus wie zwölf, wenn nicht noch älter.

»Soll ich dir einen Jogurt bringen, Ludmilla?«, fragt Schwester Verdina. »Irgendetwas musst du doch essen.« Ludmilla reagiert nicht, als wäre Verdina Luft. »Wenn du nichts isst, müssen wir dich an die Schläuche anschließen«, sagt die Schwester.

Was für Schläuche? Bewässerungsschläuche?

Ich denke mir: Wenn die Schwester rausgeht, schaffe ich es vielleicht, an Ludmillas Tablett ranzukommen.

»Dein Körper braucht Flüssigkeit«, sagt die Schwester und versucht es noch einmal. »Willst du denn austrocknen?« Sie macht Miki ein Zeichen,

Ludmilla die Suppe zu geben, doch Ludmilla rührt sich nicht und nimmt sie Miki nicht ab.

»Sie will gestillt werden. Wie ein Baby!«, sagt Zachi.

»Sie ist aber kein Baby«, erklärt die Schwester, »und sie weiß auch, dass ihr Körper Flüssigkeit braucht.«

»Ihr Körper ist eine Ansammlung komplizierter und hoch entwickelter Moleküle«, verkündet Jonathan.

Für einen Moment verstummen alle und sind wie in Gedanken versunken. Ludmilla streichelt ihren Hasen, und ich muss an das Häschen von Fadi, meinem kleinen Bruder, denken, das er für zwei Wochen Arbeit vom Bäcker bekam und für das wir abends auf dem Basar Blätterabfall sammelten. Das Häschen wusste irgendwie genau, dass es Fadi gehörte. Es rannte überallhin hinter ihm her.

Die Schwester nimmt Ludmillas Tablett, stellt es auf den Wagen und geht hinaus. Ich würde am liebsten aufstehen und hinter dem Wagen herlaufen, um wenigstens den Essenseruch nicht zu verlieren, aber ich traue mich nicht.

Zachi zieht unter seiner Decke einen nagelneuen Fußball hervor, hampelt herum und kickt ihn unter die Betten. »Sababa«, sagt Zachi wieder, und ich denke an meinen Freund Adnan, der jetzt seinen Ball durch die Gassen kickt. Ich würde gern wissen, wer Torwart geworden ist. Wie weit entfernt er-